

Es ist erstaunlich, welch ungeheure Fülle von Material Stender-Petersen gleichsam mit einem Griff umfaßt, übersichtlich vor dem Leser ausbreitet und in die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Zusammenhänge einordnet. Leben und Persönlichkeit der russischen Schriftsteller, der Inhalt ihrer Werke, stilistische und formgeschichtliche Analysen sind in gleicher Ausführlichkeit behandelt. Die Übersetzung ist ausgezeichnet; man glaubt ein original deutsches, stilistisch hochstehendes Buch in Händen zu haben. Literaturhinweise, nach Zeitabschnitten geordnet, und Namenregister umfassen 75 Seiten. So wird das Erscheinen dieser Arbeit nicht nur von Slawisten und Literaturhistorikern, sondern auch von vielen Liebhabern des vorrevolutionären russischen Schrifttums mit Dankbarkeit begrüßt werden. H. Falk SJ

Struve, Gleb: Geschichte der Sowjetliteratur. (595 S.) München 1957, Isar Verlag, DM 38,—.

Diese „Geschichte der Sowjetliteratur“ wird nicht nur dem Fachmann willkommen sein; auch mancher Laie, der die sowjetrussische Literatur kennen und verstehen lernen will oder sich rasch und gründlich über das literarische Leben in der Sowjetunion informieren möchte, wird nach diesem Buch greifen, dem weder im Westen noch im Osten etwas Gleichartiges an die Seite gestellt werden kann. Unter Vermeidung bloßen Theoretisierens und gefährlicher Schlagworte führt Struve mit gründlicher Sachlichkeit und konkretem Bezug auf das dichterische Werk den Leser zur unmittelbaren und lebendigen Auseinandersetzung mit sowjetrussischer Dichtung. Der Bogen seiner Darstellung spannt sich von den Anfängen der Sowjetliteratur bis zu den Kontroversen um Dudinzew und Pasternak. Er versteht es, neben treffende Einzelcharakteristiken ausgezeichnete Gesamtübersichten in wohl-abgewogenem Verhältnis zu setzen und hinter der Vielfalt der Tatsachen, von denen sein Buch übervoll ist, die geistig-politische Physiognomie der Epoche sichtbar zu machen.

Hier wird die Literatur nicht isoliert, sondern im Gefüge anderer soziologischer Erscheinungen betrachtet und die literarischen Gesetzmäßigkeiten im Zusammenhang mit einer Reihe anderer Gesetzmäßigkeiten untersucht. Das Buch gibt deshalb neben einer sicheren Orientierung über das literarische Geschehen zugleich Einblick in die jeweiligen sozialen, ideologischen und politischen Entwicklungs- und Wandlungsprozesse in der Sowjetunion.

Diese Betrachtungsweise hat zweifellos ihre Vorzüge für die Untersuchung und Bewertung der sowjetrussischen Literatur, aus der sich bisweilen vom Streben des Volkes und von der Politik mehr erschließen

läßt als aus politischer Berichterstattung und offiziellen Verlautbarungen. Doch birgt diese soziologisierende Methode zugleich auch die Gefahr in sich, daß man die Literatur als bloßes soziologisches Phänomen sieht, besonders, wenn man wie der Verfasser an der Auffassung festhält, daß man sich „selbst als Nichtmarxist ... bis zu einem gewissen Grade dem marxistischen Standpunkt anschließen und die Literatur als „Überbau“ betrachten“ muß. Sicherlich wird aber dadurch die Erhellung des Kunstwerkes, sein Wesen und seine Ausdrucksform, die ästhetisch-literarische Wertung zu kurz kommen. Nun ist es aber doch die Aufgabe des Literaturhistorikers, nicht bloß die soziologische Funktion der Dichtung aufzuzeigen, sondern Dichtung als Kunst zu deuten und zu klären, hinter dem Nationalen und Zeitgebundenen, dem Aktuellen das Allgemein-Menschliche, das Absolute, das Ewige und Spezifisch-Künstlerische aufzuspüren. Wenn Struve aber Olescha 28 Seiten, Pilnjak 11 und Samjatin 9 Seiten, Gorki dagegen 5, Scholochow 3 und Prischwin $\frac{1}{2}$ Seiten einräumt, dann sieht man rein äußerlich sofort, daß sich der Verfasser von einer anderen als der künstlerischen Absicht leiten ließ.

Das chronologische und thematische Prinzip der Darstellung, das der Verfasser im Vorwort zu verteidigen suchte, mußte ihn unweigerlich zu Vereinfachung und Schematismus führen, so kommt es z. B., daß man weder Gorki und Majakowski noch Scholochow und Fadejew unter den Vertretern des sozialistischen Realismus findet, obwohl sie doch allgemein zu dessen Begründern gezählt werden. Wenn man sich dem sicheren Werturteil des Verfassers im ganzen voll anvertrauen kann, manchmal zögert man doch, ihm ohne weiteres zu folgen. Warum findet z. B. der Verfasser die „Philosophie“ (er nimmt das Wort in Anführungsstriche) Schtschipatschows „primitiv“ und „oberflächlich“? Neben Prischwin, Paustowski, Kasakewitsch u. a. gehört Schtschipatschow zu jener Gruppe begabter Schriftsteller, die sich anscheinend die Aufgabe gestellt haben, nachzuweisen, daß die Russen, dieses „Gott-Trägervolk“, auch in einer vulgär-materialistischen Welt in der Tiefe ihrer Seele religiös geblieben sind. Die von den Sowjets vergötterte Technik sei für sie „artfremd“, „amerikanisch“, das „goldene Kalb“, und führe zu einer mechanisierten und inhumanen Welt, zur Entmenslichung des Menschen. Der Allmacht der Technik stellen sie die Allmacht der Natur entgegen, die sie vergöttern und zur Retterin erheben. Manche Kritiker sind geneigt, in diesem Neupantheismus einen Neuanfang russischen Gottsuchertums zu erblicken.

Die hier vorgebrachten kritischen Bemerkungen sollen freilich die Bedeutung des wirklich einmaligen Buches in keiner Weise

schmälern. Die Literaturfreunde und alle, die sich mit Ostproblemen befassen, erhalten mit Struves „Geschichte der Sowjetliteratur“ ein unentbehrliches Hilfsmittel in die Hand. Der Wert dieser umfassenden, sachkundigen und verlässigen „Geschichte der Sowjetliteratur“ wird noch erhöht durch eine sorgfältige Bibliographie in russischer Sprache und in Übersetzungen (die neueste sowjetische Sekundärliteratur hätte noch gründlicher berücksichtigt werden sollen), durch reiche Zitate und gutausgewählte Proben sowie durch das beigefügte Personen- und Sachverzeichnis. J. Kobetz

Erzählungen

Hofmann, Heinrich J.: Die unheilige Familie. Roman. (536 S.) Frankfurt/Main 1957, Consulta-Verlag. DM 17,80.

In trockener und stellenweise unzulänglicher Sprache wird das Leben des jungen Sebastian Thomas, Sohn eines arbeitsamen, aber harten Bäckers und Bauern aus einem Dorf der Rheinpfalz erzählt. Die philosophischen, pädagogischen und psychologischen Erörterungen und die vielen rhetorischen Fragen offenbaren die lehrhafte Absicht des Buches, in dem ein unfreundliches und durch die Sünde belastetes Elternhaus und die Versuchungen der Zeit von 1900 bis 1925 die Geschehnisse der Personen weit hin bestimmen. Der glückliche Abschluß wirkt nicht glaubhaft. Die protestantische Religion bleibt nur eine am Rand stehende Erscheinung. H. Becher SJ

Schärer, Gunther: Wir sind nicht klug genug. Roman. (256 S.) Zürich 1957, Orell Füssli. Fr. 14,30.

Es ist kein Roman, der hier erzählt wird. Vier außerordentlich geschlossene und gutgeformte Novellen werden an vier verschiedenen Stellen einer Rahmenerzählung eingefügt, die von einer Bergtour von vier Schulkameraden berichtet, die sich nach Jahren wiedergetroffen haben. Auch in diesem Rahmen gibt es zwei besondere Erlebnisse. Wie die Novellen haben sie als Gegenstand das Verhältnis von Mann und Frau und die sich daraus ergebenden Wirkungen. Erst wo Liebe und Begehren unterschieden werden, ist die Ordnung gesichert. Die ungewöhnlichen Grenzfälle der Geschlechterbegegnungen, die Schärer erzählt, machen dies besonders deutlich. H. Becher SJ

Andres, Stefan: Positano. Geschichten aus einer Stadt am Meer. Mit 16 Zeichnungen des Verfassers. (191 S.) München 1957, R. Piper. DM 12,70.

Die erste Geschichte aus Positano umfaßt die Hälfte des Buches und erzählt den Kampf zweier eigensinniger Köpfe, des eingesessenen Wirtes Giovanni und eines Fremden, bei dem die urwüchsige Kraft des Italieners siegt. Dann folgen eine Reihe von

kurzen Stimmungsbildern und Porträts einzelner Dörfler, die der Dichter bei seinem zehnjährigen Aufenthalt in Italien kennenlernte. Die geistig nicht eben beschwerte Gabe wird durch die erzählende Kraft des Dichters zu einer Dichtung. Aber: ist die Sprache nicht zu üppig? H. Becher SJ

Wilson, August: Späte Entdeckungen. Roman. (541 S.) Wiesbaden 1957, Insel. DM 19,80.

Die Familie Middleton mit ihren Bekannten und dem Kreis ihrer Dienerschaft bilden eine Gruppe von Menschen, deren persönliche und berufliche Schicksale erzählt werden. Ein archäologischer Schwindel, vergleichbar der Piltdown-Fälschung, durchzieht wie ein erregendes Motiv das Geschehen. Wilson will die Londoner Gesellschaft nach 1945 zeichnen, wenigstens sagt dies der Verleger. Aber wenn auch Menschen aus vielen Schichten auftreten, Vorgänge, Verhältnisse, Verwirrungen begegnen, wie sie die Großstadt von heute kennt, wird doch kaum wahrscheinlich, daß dies die Gesellschaft oder auch nur ein bestimmter und bestimmender Teil der Gesellschaft sei. Es sind nur zusammengefügte Einzelpersonen und -geschehnisse. Bemerkenswert ist jedoch der realistische Humor, mit dem alles berichtet wird. H. Becher SJ

Roth, Edgar: ... auf daß wir Frieden hätten. Roman. (253 S.) Zürich 1957, Zwingli-Verlag. DM 12,80.

Das Buch gehört zu den metaphysischen Romanen. Geschehnisse der sinnenfälligen Welt werden zu Symbolen und Trägern höherer, ewiger und jenseitiger Wahrheiten erhoben. In einem Kriegsgefangenenlager opfert sich ein katholischer Bauernsohn für seine Kameraden, die wegen eines Brotes einen Mitgefangenen erschlagen haben, indem er sich Christus als Opfer anbietet. Er zwingt den Pfarrer, ein Brot in den Leib Christi zu verwandeln und reicht es den Mördern, um ihnen Verzeihung und das Leben zu vermitteln. Es glückt ihm, aus dem Lager zu entweichen, aber er kann kein Brot mehr essen und stirbt nach Jahren seelischer und körperlicher Qual an einer Magenkrankheit. Im Tode steht ihm ein ehemaliger Kamerad als Arzt bei, der das Ganze berichtet und der ihm, den Phantasien des Sterbenden nachgebend, im Tod Brot und Wein reicht, die dieser als Zeichen des Heils von Christus erfleht. Der Arzt wird gläubig und wird von nun an Zeuge Christi sein. Über die theologische Frage ist hier nicht zu sprechen. Der Roman ist voll von einer ungesunden religiösen Verkrampfung, führt aber doch — wenn auch mit ungenügenden dichterischen Mitteln und mangelnder Sprachsicherheit — in ein Gebiet der Wirklichkeit, das viele zur Lesung anreizen wird. H. Becher SJ